

K. Satchidanandan

Haus und Kerker

Du brachtest den Samen der Sonnenblume,
ich ein Blatt des Tages.
Du brachtest eine Hand voll
Mondschein,
ich eine Nacht voll Tanz.
Du brachtest die Tränen einer
Antilope,
ich den Honig der Waldwespe.
Du brachtest eine Himmelsfeder,
ich ein Gotteswort.

Das von uns gebaute Haus war
weiß.
Voll von schwarzen Kindern.
Als ich deren Schrei nicht aushielt,
flog ich zur Sonne,
das Reiskorn suchend.

Nun sind meine Flügel und mein
Gesang
hier eingekerkert,
in einer schwarzen Wolke.

Meine Einsamkeit spricht durch
den Donner.
Durch den Blitz hindurch suche
ich nach unserem Haus.

Wenn es kalt wird,
strömt mein Lied als Regen,
auf unser weißes Haus,
auf die schwarze Öde zwischen
uns.

K. Satchidanandan ist der bekannteste und wohl auch bedeutendste Dichter der südindischen Sprache Malayalam. Zentral ist bei seinen Gedichten eine tief greifende Besorgnis über politische und ethische Fragen. Mit einfacher, eindringlicher Sprache, charakteristischer Ironie, kraftvollen Bildern, die oft aus dem Bereich der Natur stammen, und Verweisen auf komplexe Hintergründe vereinen die Gedichte Gegensätzliches wie Politik und Spiritualität, Pluralismus und Gleichheit, Globales und Regionales.

Formlos

Wenn ich ein Grashalm wäre,
hätte die Sonne mich dennoch
so schwarz verbrannt?
Wäre ich ein Reh,
hätte der Löwe mich so verfolgt?
Wäre ich ein Hase,
hätte der Jäger mich so auflauernd
gejagt?
Wäre ich ein Vogel,
würde mein Nest im Waldbrand
so eingeäschert?

Wäre ich ein Fluss,
würde dann auch der Sommer
mich bis zur Dürre austrinken?
Wenn ich der Regen wäre,
hätte die Erde mich hineinziehend
umgeformt?
Wäre ich der Schlaf,
hätten mich die Geister zerstü-
ckelt?

Würde ich Gott,
wäre ich dann auch so einsam?
Wäre ich ein Dämon,
hätte mich ein Fuß so hinunter
gedrängt?
Wenn ich Mensch wäre
wäre ich dennoch menschlich
verurteilt?

Nun bin ich nur eine Seele.
Weder habe ich eine Sprache zu
sprechen
noch Tränen zu weinen.
Ich klopfe umsonst an eure Türen,
ihr macht die Tür nicht auf.

Der Formlose
kann auch traurig werden.

Aus: „Ich glaube nicht an Grenzen. Gedichte“, herausgegeben und übersetzt von Annakutty Valiamangalam K. Findeis (ISBN 3-937603-12-3, 156 Seiten, 14,80 Euro)

Im Gedicht

In meinem Gedicht
verbrenne ich und verschmelze,
wie auf meinem Scheiterhaufen.
In meinem Gedicht häufe ich
Worte auf Worte,
wie das nasse Holz.
Von dem Bananenblatt emporstei-
gend,
lege ich mich auf den Scheiterhaufen
nieder,
da fangen die Worte Feuer.
Der Laut meiner zerplatzenden
Knochen
wird vernehmbar für sie,
die Kälte meines verbrannten
Herzens,
der lautlose Gesang meines ver-
brennenden Stimmbands.
Sie stehen herum
und blicken auf:
das Leben,
beschaut von meinen mit Feuer-
funken befallenen Augen,
meinen Traum, der aus den heiß-
kochend zersprengenden Blutadern
verschmelzend sickert,
die Erinnerungen, die aus dem
siedend aufbrühenden Gehirn
herausschießen.
Sie gießen Öl nach
und häufen Holz auf,
stechen in die Gedärme und
schauen,
in meinen Ohren verbrennen die
Wiegenlieder,
meine Finger fallen ab, einer nach
dem anderen,
in den Beinen verlöschen brennend
die gelaufenen Entfernungen,
zur Asche werde ich.
In dem Aschenhaufen
suchen eine Katze und ihre Kätz-
chen die Wärme.
Aus der Asche erblüht eine Kat-
tuthakara.
In der Asche hüpfen die schwar-
zen Kinder.
Wirf sie nicht in den Ganges.